

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 12 (1934-1935)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XII. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 4 Juli 1934

INHALT

Richard Zürcher: Zum 70. Geburtstag Hch. Wölflins	Seite 91
Maria Nils: Stud. phil. Ricarda Huch	„ 95
Max Eisenring: Friedrich Beck †	„ 101
Otto Zaugg: Internationale Arbeitslager	„ 103
Ernst Kappeler: Flugblätter, rote und gelbe	„ 107
Otto Balczer: Wer ist gebildet?	„ 110
W. Traupel: Die Geistigkeit der geistigen Elite	„ 112
Ernst Kappeler: Sonafe-Fahrt	„ 114
Mark Hauser: Das Fragezeichen im Kirsch- baum	„ 115
Maria Leisi: Abenteuer mit einem Reispudding	„ 118
Offizielle Mitteilungen	„ 119

Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Obocht!



Überall drohen Gefahren

Es ist daher notwendig, sich gegen die wirtschaftlichen Folgen von Unglücksfällen zu schützen. Sie können dies tun durch Abschluß einer **Unfall-Versicherung** bei der

HELVETIA

Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-Versicherungsanstalt in Zürich
Bleicherweg 19

Haftpflicht-, Dienstboten-, Wasserschaden-, Einbruchdiebstahl- und Automobil-Kasko-Versicherungen

vor dem Colleg

GLOCKENPLATZ
CAFÉ

USENBENZ



GARTEN

USENBENZ

CONDITOREI

RENNWEG

nach dem Colleg

Hotel Halbinsel Au

Idealer Ausflugsort für Vereine und Gesellschaften. Bekannt für vorzügliche Verpflegung.

Tel. Wädenswil 8

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XII. Jahrgang, Heft 4 — Juli 1934

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6. Tel. 43.435

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

ZUM 70. GEBURTSTAG HEINRICH WÖLFFLINS.

Am 21. Juni dieses Jahres feierte Professor Heinrich Wölfflin, Ordinarius für Kunstgeschichte an unserer Universität, seinen 70. Geburtstag. Die zahlreichen von den verschiedensten Stellen ausgehenden Ehrungen waren dabei ein eindrucksvolles Zeugnis für die überragende Bedeutung sowohl des Gelehrten wie des Menschen. War doch dieses Fest nicht nur die Angelegenheit eines engen Kreises von Schülern und persönlichen Freunden, sondern der Ausdruck des internationalen Widerhalls, welchen der Name Wölfflin gefunden hat. Das Wirken Prof. Wölfflins hat sich nie nur auf den engen Kreis seiner Fachgelehrten beschränkt, sondern darüber hinaus eine weite Schicht von Gebildeten in allen Ländern beschäftigt.

Prof. Wölfflin, der aus einer Winterthurer Gelehrtenfamilie stammt, begann seine Studien an der Universität Basel, wo damals noch Jakob Burckhardt lehrte. Entscheidend für den Menschen war ein längerer Aufenthalt in Rom, den er kurz nach Abschluß seines Studiums verbrachte. Seine erste Zeit als ordentlicher Dozent wirkte Prof. Wölfflin in Basel; später führten ehrenvolle Rufe den Gelehrten an die Universitäten von Berlin und München, in welchen Städten auch seine wichtigsten Schriften entstanden. Wenn heute Prof. Wölfflin seinen Wirkungskreis auf den kleinen und verhältnismäßig wenig fruchtbaren Boden von Zürich beschränkt hat, so liegt darin die schöne Bescheidenheit des Schweizers, der seine Lebensarbeit im Lande, wo er sie begonnen, zu Ende führen will. —

Innerhalb der jungen und durch eigene Problematik in

ihrer Existenz oft in Frage gestellten Kunstwissenschaft ist es Wölfflins entscheidende Bedeutung gewesen, die Erscheinungsform des Kunstwerks in den Mittelpunkt jeder Kunstbetrachtung zu stellen. Während eine ältere Kunstgeschichtsschreibung sich mit allgemeinen Werturteilen und der Aufzeichnung von Künstlerbiographien im wesentlichen begnügte, behandelt Wölfflin die Kunstgeschichte als eine Geschichte der Form, als eine Abfolge verschiedener Gestaltungsprinzipien. Er geht dabei vom Sehen aus. Die verschiedene Art und Weise, wie das künstlerisch empfindende Auge des einzelnen Menschen aber auch der Gesamtheit einer Zeit die Welt sieht und danach seine Bilder formt, dies zu erforschen und zu demonstrieren, ist das zentrale Problem in Wölfflins wissenschaftlicher und pädagogischer Arbeit. Die Art, wie und auf was wir sehen, ist differenziert nach Menschen und Zeiten. Jeder Künstler, und darüber hinaus jeder Mensch, der seine Augeneindrücke nicht bloß schablonenmäßig, sondern unmittelbar gewinnt, hat sein eigenes Sehen und seine eigene Weise, das Gesehene sich vorzustellen. Dennoch ist es möglich, die individuell verschiedenen Sehweisen innerhalb größerer Epochen in Begriffe zusammen zu fassen, die für ganze Jahrhunderte gelten. Wölfflin hat dies in seinem Hauptwerk, den „kunstgeschichtlichen Grundbegriffen“ getan, wo dem in klaren Bildern und festumrissenen Einzelgestalten sehenden XVI. Jahrhundert die malerisch-verunklärte, die Umriss verfließen-lassende Auffassung des XVII. Jahrhunderts gegenübergestellt wird. Daß die klare, linearbegrenzte Sehweise, wie sie das XVI. Jahrhundert in klassischer Ausprägung besitzt, erst nach einer vorangegangenen Epoche des primitiven Sehens möglich war, und daß später auf die Vorstellungsart des XVI. Jahrhunderts mit der Notwendigkeit eines Lebensgesetzes jene neue, anders geartete, des XVII. Jahrhunderts folgen mußte, das legte Wölfflin in den schon früh entstandenen Werken „Klassische Kunst“ und „Renaissance und Barock“ dar, zwei Bücher, in denen dicht neben dem Wissenschaftler der Künstler steht, und die gerade dem Laien zu zeigen vermögen, was Kunst und was Stil ist. — Neben diesen drei Werken steht als eine Ergänzung der Untersuchungen nach der nationalen Seite hin das jüngste Werk

Wölfflins, „Italien und das deutsche Formgefühl“, das die in gleichen zeitlichen Perioden verschiedenen Sehweisen des Nordens und des Südens aufzeigt.

Wölfflin, der ganz im Geiste Jakob Burckhardts sein Herz immer wieder der klassischen Kunst Italiens geschenkt hat, schrieb seine einzige Künstlermonographie über einen Nordländer, Albrecht Dürer, jenen Deutschen, der, vom Zauber südlicher Klarheit ergriffen, in seinem Lebenswerk versuchte, ähnliche Reinheit und Vollendung der Form auch im Norden zu schaffen.

In allen seinen Werken, und noch stärker erlebbar in seinen Vorlesungen, offenbart sich neben dem strengen Wissenschaftler, dem Systematiker, in Wölfflin auch der Künstler, der im unmittelbaren Augengenuß oft geradezu zu schwelgen vermag. Immer wieder weist Wölfflin darauf hin, wie das Erlebnis einer künstlerischen Form, die im Gegensatz zur Natur gestaltet, „für das Auge zurecht gemacht“ ist, den Menschen in seiner ganzen Persönlichkeit beeinflussen kann, indem sie sein Selbst steigert, oder ihn auch zur Aufgabe an das Unendliche drängt. Mit solchen Hinweisen verbindet Wölfflin das Gebiet der Kunstgeschichte mit der weiten Sphäre des Menschlichen als solchem. Das einzelne Kunstwerk bleibt dabei nicht mehr nur passives Dokument für einen bestimmten Künstler oder für eine vergangene Zeit, es ist auf das intensivste mit der Gegenwart verbunden und wendet sich unmittelbar an unsere eigene seelische Haltung.

Es zeugt für die wissenschaftliche Sauberkeit Wölfflins, wenn er verschmäht, die Kunst als eine Erscheinung des geschichtlichen Lebens nur durch ihre Beziehungen zu an sich ganz anders gearteten Erscheinungen zu erklären. Wölfflin will keine mehr oder wenige vage Assoziationen; er will mit seiner Wissenschaft weder der Geistes-, noch der Kultur-, noch einer anderen Geschichte dienen. Er verweist immer wieder auf die Eigengesetzlichkeit in der Entwicklung des künstlerischen Stiles. Ein solcher Stil soll nicht zur bloßen Aussage für ein hinter ihm stehendes Anderes werden, sondern er soll sich aus der Bedingtheit seiner eigenen Formensprache erklären lassen.

Vielleicht umgibt heute in diesen Gedanken Wölfflin nicht

mehr die Gefolgschaft früherer Jahre. In unserer nach allseitigen Bindungen drängenden Zeit, die das Einzelne nicht mehr aus sich selbst, sondern in erster Linie aus seiner Funktion in einem alle Gebiete umfassenden höheren Ganzen heraus erklären will, steht Wölfflin mehr und mehr alleine. Aber er steht mit seiner Auffassung unter uns als ein Mahner für die Sauberkeit wissenschaftlicher Differenzierung, für die Reinlichkeit begrifflicher Scheidung, die im Leben der Forschung immer, auch wenn die Zeit noch so ungestüm nach Synthese ruft, ihr Recht behalten müssen.

Als Dozent besitzt Prof. Wölfflin ein ungewöhnlich vielseitiges Publikum. Neben den Studierenden seines eigentlichen Faches finden sich Hörer aus andern Fakultäten, wie in beinahe keiner zweiten allgemeinen Vorlesung. Und über den Kreis der Immatrikulierten hinaus füllen Gebildete aus allen Berufen und Kreisen den Hörsaal. — Es gehört zu der strengen Erscheinung Prof. Wölfflins, daß er sich in keiner Weise besonders um die Gunst dieses auch ohnehin beifallsfreudigen Publikums bemüht. Man findet bei ihm kein gewolltes Geistesreichsein, keine mitreißen wollende Begeisterung und kein bewegliches sich in das Kunstwerk einfühlen wollen. Prof. Wölfflin bewahrt bei aller heimlichen Wärme für die gezeigten Kunstwerke immer eine Gemessenheit, einen feierlichen und strengen Ernst, die ihn nicht nur als einen Kündler und Deuter, sondern beinahe als einen Priester der Kunst erscheinen lassen.

Geburtstagsehrungen eines 70 Jahre alt gewordenen Gelehrten haben leicht das Wehmütige eines Rückblicks. Erreicht doch an diesem Zeitpunkt die Dozentenlaufbahn äußerlich das ihr durch das Gesetz bestimmte Ende. Wenn Prof. Wölfflin diesen Januar seine Tätigkeit als Ordinarius beendet, so ist er der tiefen Dankbarkeit seiner Schüler und Hörer gewiß. Heute aber schon möchten wir zu unserm Dank und zu unsern Geburtstagswünschen die Bitte aussprechen, daß Prof. Wölfflin uns als Honorarprofessor noch manche durch sein Wesen geadelte Stunde schenken möge.

Richard Zürcher.

STUD. PHIL. RICARDA HUCH

zu ihrem 70. Geburtstage am 18. Juli.

Matrikel Nr. 8198 der Universität Zürich vom 21. April 1888 lautet auf Fräulein stud. phil. I Ricarda Huch aus Braunschweig, geboren am 18. Juli 1864! Die fast vierundzwanzigjährige junge Deutsche, die ein Jahr zuvor mit ihrem Bruder aus ihrer Vaterstadt nach Zürich übergesiedelt war, ließ sich hier nach einer glänzend bestandenen Matura, auf die sie sich in kürzester Zeit mit unerhörter Energie privatim vorbereitet hatte, als Studentin der Geschichte und Literatur einschreiben, und damit begann ein für die geistige und menschliche Entwicklung einer der bedeutendsten Frauen unseres Jahrhunderts wichtiger Lebensabschnitt. Wenn heute die berühmte Dichterin Ricarda Huch an der Schwelle ihres achten Jahrzehntes noch einmal ihren Werdegang überblickt, so mag ihr Geist wohl lange und gern bei dem Kapitel „Zürich“ ihres Lebensbuches verweilen, sind doch die in dieser Stadt verbrachten Jahre von ganz entscheidendem Einfluß auf das Reifen ihrer Persönlichkeit und ihres Werkes gewesen.

Sie hat sich den Eindrücken ihres Zürcher Aufenthaltes mit der ganzen Intensität ihres Charakters, der schon in jenen Jahren seine eigentümliche Prägung verriet, hingegeben. Mit vollen Zügen schlürfte sie am Borne der Wissenschaft, hörte Geschichte bei den Professoren Meyer von Knonau, G. von Wyß und Däniker, Literatur bei Breitingen, Bächtold und dem damaligen Privatdozenten Frey, Kunstgeschichte bei Rahn und leistete sich sogar einen Abstecher in die „Geschichte der Medizin“. Nicht weniger aber verstand sie sich auf das Genießen des freien, fröhlichen und vielseitig anregenden Lebens, das die Gemeinschaft junger Menschen ihr bot. In ihren Liedern singt und klingt es von der Herrlichkeit der Jugend, die sie damals erlebte:

„Ganz mit Frühling und Sonnenstrahl,
Klang und duftendem Blütengruß
Mein verlangendes Herz einmal
Füll mir, seliger Überfluß!

Gib mir ewiger Jugend Glanz,
Gib mir ewigen Lebens Kraft,
Gib im flüchtigen Studentanz
Ewig wirkende Leidenschaft!

Aus dem Meere des Wissens laß
Satt mich trinken in tiefem Zug!
Gib von Liebe und gib von Haß
Meiner Seele einmal genug.

Gib, daß Tau der Erfüllung mir
In die Schale des Herzens fließt,
Bis sie, selber verschwendend, ihr
Überschäumendes Glück ergießt!"

Über Ricarda Huchs Universitätsjahre besitzen wir eine reizvoll-lebendige Schilderung aus der Feder ihrer Freundin Hedwig Bleuler-Waser, die uns auch den Eindruck, den die junge Dichterin auf ihre schweizerische Umgebung ausübte, anschaulich wiedergibt. Da heißt es bei Anlaß der ersten Begegnung: „Ziemlich enttäuscht sah ich in das weiche, runde Gesicht mit den träumerischen Blauaugen, das an ein Kind oder Kätzchen viel eher erinnerte als an die geistreiche Frau, wie sie im Buche steht; nichts Auffallendes, Leidenschaftliches, Suchendes — weder Elegie noch Satire, ein ganz behagliches Idyll! Und' dies hier unter den studierenden Frauen deutscher Herkunft, denen man sonst gewöhnlich den Knacks recht gut anmerkte, der ihren Lebensgang zum Studium herumgebogen . . . Etwas gefiel mir denn doch nicht übel: eine gewisse hoheitsvolle Haltung des Kopfes, der, mit einem losen griechischen Knoten geschmückt, stolz auf dem kräftigen Halse saß. Wenn man sie so sah, die hoch gewachsene Gestalt mit den sanften Bewegungen, so glich sie doch einem ruhenden Löwenweibchen in seiner lässigen Würde eher als einer bloßen Katze . . . Nach und nach bekam die ganze Erscheinung etwas Rätselhaftes für mich. Die könnte auch so wie eine Sphinx als Selbstzweck im Sande herumliegen, ohne daß es einem einfiele zu sagen: Steh auf und rühr dich! Ich hatte plötzlich das Gefühl, all das, was der Professor sagte, habe sie von je gewußt, ohne es gerade wissenswert zu finden.“ Es lag Ricarda Huch augenscheinlich nicht, durch ein betont geistreiches Wesen besonders „schneidig“ hervorzutreten; vielmehr zeigte sie sich bei aller Lebhaftigkeit, die sie in Gesprächen und Diskussionen an den Tag

legen konnte, eher von einer ruhigen Zurückhaltung und wirkte um so stärker durch die sichere Unbeirrbarkeit ihres Wesens, hinter der die feiner Empfindenden schon die nicht alltägliche Persönlichkeit witterten. Daß aber das Fräulein stud. phil. bei gelegentlichen lustigen Plänkeleien und Neckereien mit Kommilitonen durchaus nicht auf den Kopf und den Mund gefallen war, beweist unter anderem eine amüsante kleine Episode. Ein angriffslustiger Student kritzelte ihr eines Tages auf ihren gewohnten Platz im Hörsaal die verfängliche Frage: „Ricarda, liebst du?“, unter die sie ohne zu zögern „Ja, mich selbst!“ als Antwort schrieb, an der sich noch mancher Insasse der gleichen Bank erfreut haben mag. Mit den Schweizer Kameraden scheint sie überhaupt auf ihre Weise recht gut ausgekommen zu sein und hat sich bei Gelegenheit energisch für „diese lieben prächtigen Klötze von Schweizern“ eingesetzt, die man nur nicht zu glatten, langweiligen Gesellschaftsmenschen abhobeln solle, deren man in Deutschland schon zu viele habe. Als den vielleicht größten menschlichen Gewinn ihrer Studienjahre bezeichnete sie das Erlebnis der neuen Art einer Mädchenfreundschaft, die sie erstmalig in Zürich erfuhr; jenes durch gemeinsame ernste Arbeit und gleichgerichtete Interessen bedingte kameradschaftliche Verhältnis der Studentinnen untereinander, aus dem sich manche für das ganze Leben dauerhafte Beziehung entwickelte: „Ich glaube, daß für alle Frauen, die studiert haben, die gemeinsam mit Freundinnen verbrachten Stunden, Wanderungen über die Berge, Fahrten auf dem See oder lange Abende am offenen Fenster, bei der Arbeit, Glanzpunkte der Rückerinnerung sind. Es waren Augenblicke, in denen sich das Gefühl der Jugend und Kraft, der unendlichen Zukunft, besonders feurig sammelte.“

Sie führte das Dasein der fleißigen, zielbewußten Studentin in ortsüblicher Weise, wie es Hunderte von wissenschaftsbeflissenen Mädchen geführt haben und noch heute führen. Ihre „Bude“, die sie mit einer geliebten kleinen Katze teilte — Katzen sind, das geht schon aus vielen ihrer Gedichte hervor, ihre Lieblingstiere —, war ebenso der Schauplatz endloser hochgestimmter Zusammenkünfte ihres Freundeskreises wie derjenige fragwürdiger haushälterischer Bemühungen, bei denen das Mu-

senkind wohl zum Ergötzen einer zufällig hereingeschnittenen Besucherin stöhnend und unbeholfen über irgend einer Flick- oder Stopfarbeit saß, die den beweglichen Geist mit ihrer Monotonie zur Verzweiflung brachte!

Im Juli 1891, am Ende ihres siebenten Studiensemesters bestand Ricarda Huch die Diplomprüfung für das Höhere Lehramt. Im folgenden Frühjahr erwarb sie sich mit einer von den Professoren Meyer von Knonau und von Wyß begutachteten Dissertation über „Die Neutralität der Eidgenossenschaft, besonders der Orte Zürich und Bern während des spanischen Erbfolgekrieges“ den Dokortitel. Damit waren ihre Zürcher Universitätsjahre beendet. Den Abschluß bildete eine fröhliche Feier mit den Freunden auf dem traditionellen Festesort der Zürcher akademischen Jugend, der Au, dann reiste die frischgebackene Doktorin in ihre Heimat zurück. Freilich nicht für lange, denn die Zürcher Stadtbibliothek stellte bald danach die junge Historikerin als Hilfsbibliothekarin an, und zwei Jahre später erhielt Ricarda Huch eine Lehrerinnenstelle an der Höheren Töchterschule. Erst als sie sich im Jahre 1896 entschloß, der an sie ergangenen Berufung an ein neugegründetes Mädchengymnasium in Bremen Folge zu leisten, sollte der Lebensabschnitt „Zürich“ äußerlich für sie beendet sein.

Die innere Verbundenheit der Dichterin mit der Schweiz aber hat sich als unlöslich erwiesen. In Zürich hat sie den Durchbruch ihres dichterischen Talentes erlebt, hier war ihr eine erste schöpferische Periode von ungeahntem Reichtum beschieden, deren Erlebnis wieder und wieder in ihren späteren Werken anklingt. Während der Zürcher Jahre entstanden ihre ersten größeren Dichtwerke, u. a. das Lustspiel „Der Bundeschwur“, das Drama „Evoe“, der 1893 veröffentlichte große Erstlingsroman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“ und ein beträchtlicher Teil ihrer Gedichte, die bereits 1890 erstmals unter dem Pseudonym Richard Hugo in Dresden erschienen. Das Erlebnis der schweizer Natur und Landschaft ist zweifellos einer der stärksten Antriebe für Ricarda Huchs lyrisches Schaffen gewesen. In der Schweiz erschließt sich ihr wohl zum ersten Male das Wunder der Schöpfung, das unendliche All in seiner Vielfalt. In einer ganz neuen Verbundenheit und Hingabe an

die Schönheit des Erschaffenen erlebt sie den wechselnden Stimmungszauber in der Natur, die Tages- und Jahreszeiten in ihrem Kommen und Vergehen. Von den Höhen des Zürichberges sieht sie „Stadt und Dörfer nebelmeerverschüttet“ oder andere Male in der Blütenpracht des Frühlings daliegen. Sie spürt die Macht des Sturmwindes, der „über den Schnee der Alpe im Vorüberflug“ streift und empfindet die Bergeinsamkeit in einem neuen schönen Lebensgefühl:

Überm Staub und Lärm der Gassen,
Wind und Wolken zugesellt,
Fühl' ich tröstend mich umfassen
Eine makellose Welt.
Seine Flügel senkt mein Sehnen,
Alle Wünsche geh'n zur Ruh',
Und die Quelle meiner Tränen
Schließt sich sacht von selber zu.

Und in wundersamem Einklang mit der Stimmung einer Sommernacht steht das Alleinsein der eigenen Seele:

In der Sommernacht heimliches Rauschen
Horch ich träumend hinaus.
Fern bist du — warum muß ich lauschen?
Du kommst nimmer zu Haus.
Überm See her aus schaukelnden Böten
Tönt Musik und Gesang;
Antwort schluchzt auf das Weinen der Flöten
Echo sehrend und bang.

Es fällt auch auf, daß die Dichterin immer wieder in ihren Natur- und Landschaftsgedichten schweizerische Motive — Berg, Hang, Abgrund, See, Felsen, Klüfte, Alphorn usw. verwendet.

Sie hat sich auch in ihren späteren Werken wiederholt mit der Schweiz und den Schweizern beschäftigt. Die dem Namen nach ungenannte Universitätsstadt, in der „Michael Unger“, der Held eines ihrer bedeutendsten Romane, viele für sein Leben entscheidende Einflüsse erfährt, wird durch die liebevoll-genaue uns heute schon etwas altväterisch anmutende Schilderung jedem Kenner vor Augen gezaubert: „Grün waren die Höhen, an denen die Stadt der Jugend lag, und wenn der Frühling sie betrat mit Kränzen goldener Blumen, wiederstrahlten der Him-

mel und der Spiegel des Sees, wiederstrahlten die weißen Häuser und die Augen der Menschen. Dann blühten auf den Hügeln die Kirschbäume und die Apfelbäume, mit deren melodischen Häuptern des Windes silbersüße Stimme lispelte und koste und von denen weiße Blätter auf die lauschenden Wanderer herunterwehten. Oder aber sie schimmerten unbeweglich in den dunkelblauen Himmel, starrend von Licht und Glut und unter heimlichem Schwellen von unvergänglicher Blüte träumend.“ Dem Zürcher Altmeister Gottfried Keller, dessen Werk ihr eigenes Schaffen zweifellos weitgehend beeinflusste, hat Ricarda Huch eine treffliche und feinsinnige kleine Studie gewidmet und wiederholt ihre Ehrfurcht vor seiner Könnerschaft betont; dem Wesen Gotthelfs suchte sie in einer Abhandlung über „Jeremias Gotthelfs Weltanschauung“ gerecht zu werden, während sie an C. F. Meyer gelegentlich eine fast unverständlich-scharfe Kritik geübt hat. Wiederholt stoßen wir in ihren Büchern auf Abschnitte und Bemerkungen, in denen sie sich auf ihre Kenntnis schweizerischen Wesens etwas zugute tut, und wenn man auch keineswegs in allen Fällen die Ansichten der Dichterin über die Eidgenossenschaft und ihre Bevölkerung zu teilen braucht, so darf man hie und da doch seine Freude an ihren feinen und zutreffenden Formulierungen haben, wie etwa an der in ihrer Schrift über „Luthers Glaube“ stehenden Feststellung: „Jeder genial begabte Schweizer muß, bevor er schaffen kann, eine außergewöhnlich starke Kruste von Moralität und Eigenheit abschmelzen. Dieser Aufwand von Glut und diese dicke Kruste machen, daß nur wenig Früchte gezeitigt werden, daß sich diese aber durch Reife und Süßigkeit auszeichnen. Die schweizerische Kunst ist kein Brot des Lebens für die Menschheit, sondern ein Leckerbissen für eine erlesene Tafel!“ —

Das Erlebnis Zürich ist seit langem für die deutsche Dichtung von besonderer Bedeutung. Von Klopstock und Goethe an haben immer wieder große Persönlichkeiten aus dem Reich kürzere oder längere Zeit in der Limmatstadt einen fruchtbaren Nährboden für ihr Schaffen gefunden. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts etwa häufen sich die Fälle, in denen Zürich Refugium und Wahlheimat der Künstler aus dem Nachbarlande wurde. Freiligrath, Richard Wagner, die Brüder Hauptmann

— um nur ein paar illustre Namen zu nennen — verlebten hier in einer von den jeweiligen Erschütterungen der europäischen Umwelt verhältnismäßig wenig betroffenen Atmosphäre entscheidende Zeiten. Es ist nicht schwer, den Gründen dieser, fast könnte man sagen, schicksalvollen Anziehungskraft Zürichs auf den Deutschen Dichter nachzugehen. Eine alte Stadt mitten in einer einzig-schönen Landschaft, mit einem soliden durch jahrhundertelangen Bürgerfleiß erworbenen Wohlstand, in dessen Gefolge sich eine in besten bürgerlichen Traditionen wurzelnde Kultur entwickelt hat; dazu der freiheitliche Geist eines vom Willen eines selbständigen Volkes getragenen festgefügtten Gemeinwesens, dies alles schafft eine Atmosphäre, in welcher der Genius in Zeiten, da er sich zu schöpferischer Leistung sammeln muß, sich wohl fühlen darf. Und so reiht sich auch Ricarda Huch als ein kostbares Glied in die Kette der bedeutenden Geister, die in ihrem Werke der Stadt Zürich und ihrer nun durch mehr als 150 Jahre bewährten Bedeutung für die deutsche Dichtung ein würdiges und bleibendes Denkmal gesetzt haben.

Maria Nils.

FRIEDRICH BECK †.

Er war einer der wenigen markanten Gestalten im deutschen studentenschaftlichen Leben, die sich im vergangenen Jahrzehnt in den Kreisen internationaler studentischer Organisationen uneingeschränkter, wärmster Sympathie erfreuten. Sein Name bleibt aufs engste mit der fruchtbaren Entwicklung des European Student Relief-Work und des Weltstudentenwerkes verbunden. In den ersten Nachkriegsjahren, in der Inflation, zuzeiten der größten Not unter den deutschen Studenten, war er der erste, der ihre ganze Kraft, ihr ganzes Können und ihr bestes Wollen für die Rettung Zehntausender deutscher Studenten vor materiellem Untergang einsetzte.

Aus primitivsten Anfängen — mit einigen in Kellern aufgestellten Militärküchen — schuf er in zäher, jahrelanger Aufbauarbeit das Studentenhaus München, das nicht nur seit Jahren einem Großteil der Münchener Studenten in materieller

Hinsicht ihr Studium erst eigentlich ermöglichte, sondern darüber hinaus je und je für so manches in zahlreichen Städten Deutschlands und des Auslandes später entstandene Studentenheim als Vorbild gedient hat. Friedrich Beck betreute in der Stellung eines Direktors des Münchener Studentenhaus e. V. auch noch das Deutsch-Ausländische Studentenwohnheim, das Studentinnenheim München und die Akademische Auslandstelle München. Lange Jahre gehörte er der Assembly des Weltstudentenwerkes an und wurde im Jahre 1932 mit der Leitung des sozial-studentischen Ausschusses dieser Organisation betraut. Friedrich Beck organisierte im Sommer 1933 die 12. Jahrestagung des Weltstudentenwerkes im Kloster Ettal in Oberbayern, die erste internationale Tagung im dritten Reich. Ihr glatter und störungsfreier Ablauf, ihr Gelingen, war in erster Linie sein Verdienst.

Seine reichen Erfahrungen auf allen Gebieten praktischer studentenschaftlicher Arbeit stellte er auf zahlreichen Tagungen und Reisen in fast allen Ländern Europas und in den Vereinigten Staaten seinen am gleichen Werke schaffenden ausländischen Freunden mit stets gleicher Bereitwilligkeit zur Verfügung.

Friedrich Beck war ein großer Freund der Schweiz. Er war uns bei der Gründung des Studentenheims an der E.T.H. mit manch wertvollem Rat zur Seite gestanden und war in Zürich ein gern und oft gesehener Gast. Noch dieses Frühjahr erholte er sich im Tessin von langer und schwerer Krankheit und ging zu Beginn dieses Semesters mit unverminderter Kraft zurück an seine Arbeit.

*

Am 30. Juni 1934 wurde Friedrich Beck von S.S.-Leuten von seiner Arbeit weggeholt und erschossen.

Max Eisenring.

INTERNATIONALE ARBEITSLAGER.

Vortrag, gehalten am 12. April 1934 in Rendsburg (Schleswig-Holstein) durch Otto Zaugg, Präsident des Amtes für Arbeitskolonien des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften.

Meine Damen und Herren!

Es ist wohl überflüssig, an einer internationalen Tagung die Notwendigkeit der Zusammenarbeit aller Völker auseinanderzusetzen. Darum sei es mir gestattet, hier sofort auf einige praktische Fragen einzutreten, die sich bei der Durchführung von Arbeitsdiensten mit internationaler Zusammensetzung ergeben. Dabei möchte ich von vorneherein zwei verschiedene Typen von Arbeitsdiensten unterscheiden: das eine Mal die studentische Arbeitskolonie und das andere Mal den Arbeitsdienst, dessen Teilnehmer sich aus allen Volkskreisen zusammengefunden haben.

Für unsere Betrachtungen kommen zur Hauptsache die studentischen Arbeitskolonien in Frage. Ich kann Ihnen hier von Erfahrungen berichten, die wir seit 1926 in unsern schweizerischen Studentenarbeitskolonien gesammelt haben; seit der Zeit, in der wir ausländische Kommilitonen bei uns aufnehmen konnten. — Wir unterscheiden zwei Gruppen von ausländischen Teilnehmern:

1. Die Gruppe der Ausländer, die im Gastlande — bei unserm Beispiel in der Schweiz — studiert und die sich bei uns aus Mitgliedern des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften zusammensetzt, und

2. die Gruppe, die als Gäste aus dem Ausland in die Kolonien kommt.

Auf die Erfahrungen, die wir mit der ersten Gruppe gemacht haben, will ich nicht näher eintreten. Es sei mir nur die Bemerkung gestattet, daß wir nicht immer eitel Freude an diesen ausländischen Kommilitonen erlebt haben. Sie kommen leider sehr oft nur in die Kolonien, um billig Ferien zu machen und lassen sich dabei die Handarbeit nicht allzu sauer werden.

Die zweite Gruppe — von der allein in den folgenden Ausführungen die Rede sein soll — setzt sich aus Studenten zusammen, die sich mehr oder weniger als offizielle Vertreter ihres Landes fühlen und es demnach als ihre vornehmste Pflicht erachten, in jeder Hinsicht den Mann zu stellen, um damit einen guten Eindruck für ihr Vaterland zu erwecken.

Betrachten wir nun die verschiedenen Ziele, die wir mit einem internationalen Austausch von Kolonisten erreichen wollen und können! In erster Linie müssen wir immer darauf bedacht sein, dem ausländischen Teilnehmer die Möglichkeit zu geben, dem Akademiker des Gastlandes wirklich näher zu kommen. Die Voraussetzungen dazu sind in einer Arbeitskolonie weitgehend erfüllt; denn hier ist

die Umgebung naturgemäß ganz anders und für ein Sich-kennenlernen günstiger als an der Hochschule. Zudem darf nicht vergessen werden, daß die Eigenarten eines jeden Volkes wesentlich durch die topographische Gestalt seines Heimatlandes beeinflußt wird. Eine Arbeitskolonie wird aber in der Regel in eine Landschaft gelegt, die für das betreffende Land typisch ist und demnach auf die Entwicklung und die Geschichte seiner Bewohner einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat. So wird nun der fremde Student viel eher die Grundgedanken kennen lernen, die das Volk seines Kolonielandes formten, oder wenn es nicht zur Erkenntnis dieser Grundbedingungen kommt, so vermag er doch die Kräfte, die die heutige Nation bildeten, zu ahnen. — Dazu kommt noch die Zusammenarbeit auf dem Arbeitsplatz, wo sich eine Kameradschaftlichkeit entwickeln kann, wie es bei keiner andern Gelegenheit möglich ist. Daneben sind die Voraussetzungen für eine gerechte gegenseitige Einschätzung gegeben, wie sie so leicht wohl nur im Arbeitsdienst gefunden werden können.

Wir sind bestimmt alle der Ansicht, daß der Student kaum ein Anrecht darauf hat, innerhalb seines Volkes eine besondere Klasse zu bilden, sondern daß er darin ein Glied ist wie jeder andere Bürger auch. Darum legen wir in der Schweiz Wert darauf, den ausländischen Kommilitonen die Möglichkeit zu geben, unsere Bergbevölkerung kennen zu lernen; ist doch diese der Volksteil, welcher wohl am besten die schweizerische Freiheitstradition bewahrt hat, gestärkt durch den ständigen Kampf mit der Natur. Sie werden vielleicht fragen, ob es praktisch überhaupt möglich ist, als Ausländer diesen wortkargen Menschen näher zu kommen? Auch dafür bildet die gemeinsame Arbeit die notwendige Grundlage. Wir legen Wert darauf, daß immer eine Anzahl Einheimischer mit uns Studenten zusammenarbeiten. Dies steigert einerseits den wirtschaftlichen Erfolg der Arbeit, andererseits bietet uns — was weit wichtiger ist — das gemeinsame Schaffen die beste Gelegenheit, Gedankengut und Schicksal der Bergbauern zu erfassen und daran Anteil zu nehmen. Dabei kann auch der Student den Bauern etwas Wertvolles geben, nämlich die Gewißheit, daß wir Träger eines Volkes, einer Nation sind. An dieser Verbundenheit kann — wenigstens zum Teil — auch der Ausländer teilhaben, wenn er sich voll und ganz als Kolonist einzuleben vermag.

In früheren Jahren haben wir uns in der Schweiz noch eine weitere Aufgabe gestellt, zu deren Lösung ich mir heute ein Fragezeichen erlauben möchte. Wir glaubten, daß zwischen den verschiedenen ausländischen Kommilitonen, die sich in einer Kolonie treffen, dauernde Beziehungen aufrecht erhalten würden. Wir hofften, es lasse die Tatsache, daß zum Beispiel ein Deutscher und ein Franzose mit Pickel und Schaufel nebeneinander arbeiteten und auch des Nachts die gleich harten Strohsäcke teilten, auf ein beson-

ders gutes gegenseitiges Verstehen schließen und es würden die freundschaftlichen Beziehungen auch nach der Kolonie weiterbestehen. Wir hatten daher oft bis zu 40 Prozent ausländische Studierende in unsere Kolonien aufgenommen. Wir konnten dann oft in der Presse den Satz lesen, daß die Studentenarbeitskolonien mehr für den Weltfrieden täten als beispielsweise die Abrüstungskonferenz in Genf. Nachfragen haben aber ergeben, daß sich wohl jeder gerne an die andern Kolonisten erinnert, daß aber selten bindende Freundschaften entstanden sind, Freundschaften, die die paar Wochen schöner Koloniezeit überdauerten.

Ich weiß, daß die Zielsetzung eines internationalen Austausches dadurch wesentlich eingeengt wird, daß wir auf diesen Gedanken, daß dauernde Beziehungen geschaffen würden, von vorneherein verzichten. Wir wollen aber die Dinge sehen, wie sie sind und mit Rücksicht darauf die Möglichkeiten prüfen, durch einen internationalen Austausch den Studenten der verschiedenen Länder Gelegenheit zu geben, solche Beziehungen dennoch zu schaffen. Den Weg dazu sehe ich nicht darin, daß wir eigentliche internationale Arbeitsdienste durchführen, sondern es soll ein reger Austausch von Studenten zwischen jenen Ländern geschaffen werden, die Arbeitskolonien organisieren. Dieser Weg sollte nach Möglichkeit gefördert werden.

Ich möchte hier noch einige Richtlinien andeuten, die bei der praktischen Durchführung eines solchen Austauschdienstes von Nutzen sein können:

Die Gruppe der Gäste aus einem Lande soll nicht allzu groß sein. Es hat keinen Sinn, geschlossene Delegationen von mehreren Leuten zusammenzustellen, weil die Gefahr besteht, daß sich diese Gruppe immer wieder in sich selbst zurückzieht; besonders dann, wenn Sprachschwierigkeiten bestehen, ist diese Gefahr groß. Wird eine solche Absonderung verunmöglicht, so kann die Kolonie dem ausländischen Kommilitonen zum Erlebnis werden, wenn er — vielleicht auch fast gezwungenermaßen — das gesamte Koloniegesehen in seiner ganzen Intensität miterlebt.

Ferner ist es notwendig, daß der Gast von dem Augenblicke an, wo er das Land seiner Arbeitskolonie betritt, den Studenten dieses Landes gleichgestellt wird. Bei uns zum Beispiel wird jeder Ausländer vom Augenblicke an, wo er die Grenze überschritten hat, wie ein Schweizer behandelt. Es wird ihm beispielsweise die freie Fahrt von der Grenzstation an gewährt; in der Kolonie hat er genau dieselben Rechte, aber auch dieselben Pflichten wie der Schweizer Kolonist; er kann jede Stellung bekleiden, die die Kolonie — als demokratische Organisation — zu vergeben hat. So wurden schon des öfters ausländische Kommilitonen zu Obmännern gewählt, und wir haben damit keine schlechten Erfahrungen gemacht.

Es sei hier noch eine besondere Form des Arbeitsdienstes er-

wähnt: der internationale Schulungskurs. Wie Ihnen vielleicht bekannt ist, hat das Weltstudentenwerk seinerzeit zusammen mit dem Verband der Schweizerischen Studentenschaften während einer regulären schweizerischen Studentenarbeitskolonie auf der Alp Stätz (Kanton Graubünden) im Jahre 1930 einen Schulungskurs durchgeführt. Der Zweck dieses Kurses war, studentische Vertreter verschiedener Nationen mit der praktischen Gestaltung der Arbeitskolonien vertraut zu machen und ihnen Anleitung zu geben für die Durchführung ähnlicher Kolonien in ihrem eigenen Lande. Es handelte sich um eine Arbeitsgemeinschaft, weniger mit dem Zwecke eines gegenseitigen geistigen Gedankenaustausches, als vielmehr mit der bestimmten Absicht, Kommilitonen in die technische Organisation einer Kolonie einzuführen. Ich glaube, der damalige Schulungskurs war ein Erfolg. Konnten wir doch feststellen, daß nachher in Holland, in Wales und in Süddeutschland studentische Arbeitskolonien eingerichtet wurden, deren Organisation in den Händen von Teilnehmern des Schulungskurses auf der Alp Stätz lag. Es schiene mir wertvoll, wenn dieser Versuch von 1930 wiederholt würde; denn gerade die gegenwärtige Tagung hat gezeigt, daß die Notwendigkeit von Arbeitsdiensten in den verschiedensten Ländern eingesehen wird. Nur dürfte sich wahrscheinlich heute ein Schulungskurs nicht mehr allein auf Studenten beschränken, sondern es müßten aus allen Berufen und Klassen junge Leute dazu eingeladen werden, die bereit sind, sich für den Arbeitsdienst einzusetzen.

Da ich hier die verschiedenen Formen internationaler Arbeitsdienste darzustellen habe, so muß gerechterweise auch eine Organisation erwähnt werden, die solche auf internationaler Grundlage durchführt, aber damit in mancher Beziehung nicht das gleiche Ziel verfolgt, wie die studentischen Arbeitskolonien es haben. Ich meine die Internationale Zivildienst-Vereinigung mit Pierre Cérésole an der Spitze. Diese Organisation hat bereits im Jahre 1920 im Kampfgebiet von Verdun in kleinem Ausmaß einen Arbeitsdienst eingesetzt, um Kriegsschäden zu beseitigen. In den folgenden Jahren hat sie ihren Wirkungskreis in England, Frankreich, Liechtenstein und in der Schweiz gefunden. Wie sehr bei diesen Zivildiensten der internationale Charakter betont wurde, geht schon allein aus der Tatsache hervor, daß in Liechtenstein Vertreter von 20 verschiedenen Nationen gearbeitet haben. Die internationalen Zivildienste sind in allen Ländern vollständig unabhängig von den studentischen Arbeitskolonien durchgeführt worden. Die geistige Grundhaltung, die dieser Internationale Zivildienst anstrebt, ist im folgenden Satz zusammengefaßt, den ich einer deutschen Broschüre über den Zivildienst entnehme: „Treue Kameradschaft verbindet uns über die Grenzen der Länder und Völker hinweg. Diese Bande sind unzerreißbar; denn wir sind Landsleute, in uns ist aufgegangen das große wahre Vaterland des Reiches Gottes, die Schaffung der großen Bruderschaft

„Menschheit“ ist unser Ziel. Zu diesem Ziele führt der Weg nicht mit der Waffe der Zerstörung, sondern dem Werkzeug des Aufbaues.“

Bis heute sind — mit Ausnahme dieser zuletzt erwähnten Zivildienste — alle Arbeitskolonien in den verschiedenen Ländern sozusagen unabhängig voneinander entstanden. Nationale Nöte waren oft ein Ansporn dazu. Der Arbeitsdienst sollte einen Weg daraus zeigen. Er wurde so zum Mittel, das Gefühl der staatlichen Zusammengehörigkeit zu festigen und hat dabei eine Aufgabe gefunden, die den vollen Einsatz des einzelnen Menschen rechtfertigt. Aber vergessen wir nicht, daß wir letztlich doch Bürger einer Erde sind, von der wir nun einmal nicht wegkönnen; vergessen wir nicht, daß der Aufbau einer geeinigten Menschheit doch ein Ziel unserer Kultur sein muß.

Um dieses Ziel zu erreichen, zeigten sich heute zwei Wege mit besonderer Deutlichkeit: der eine ist begangen worden; der andere wird vielleicht versucht werden. Nach der einen Möglichkeit versuchen die verschiedenen Klassen eines Volkes auf internationalem Boden sich zu verbinden und zusammen zu arbeiten! Beispiele: der internationale Kapitalismus auf der einen Seite, der Ruf „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ auf der andern Seite. Dieser Versuch mußte scheitern. Die andere Möglichkeit ist die, daß innerlich gefestigte, ihrem Wesen nach mehr oder weniger ausgeglichene Nationen auf dem internationalen Forum sich begegnen. Vielleicht wird da ein Ausgleich, ein Zusammengehen möglich werden. Menschen, die durch Arbeit mit dem Boden ihrer Heimat wieder fest verwachsen sind und die durch einen Austausch im Arbeitsdienst die andern Völker erlebt haben, dürften in Zukunft dazu berufen sein, die internationale Zusammenarbeit zu fördern und zu führen. Um solche Persönlichkeiten heranbilden zu können, ist für uns Studenten die Pflege eines internationalen Austausches nicht nur eine schöne Aufgabe, sondern auch eine ernste Pflicht.

FLUGBLÄTTER, ROTE UND GELBE.

Fredi Bünzli verläßt die Universität nach gewissenhafter Absatzung zweier Stunden, befriedigt und fast ein wenig glücklich. So geht er so vor sich hin über den steinernen Vorplatz, denkt nichts Schlechtes, vielleicht auch nicht etwas außerordentlich Gutes; — da fackeln ihm plötzlich farbige Zettel im Gesicht, gelbe und rote; es feuert vor seinen Augen, daß er erstaunt aufschaut, was da brenne. Und da kommt auch gerade die Feuerwehr angefahren — zwei Polizisten steigen aus einem Auto; — potz! denkt er, das ist ja schlimm und schnell

bemächtigt er sich sowohl eines roten, als auch eines gelben Flugblattes. Vielleicht hat er keinen Charakter, wenn er beide liest, man sagt das so heute, in einer Zeit der wichtigen Entscheidungen; — aber er liest sie doch beide.

Und ich habe ihn gesehen, wie er ganz wenig in sich hineinlachte, und ein bißchen die Stirne rümpfte, dann und wann; dann ist er mit seinem kleinen Feuerchen in der Hand aufs Trottoir hinuntergestiegen unter verschiedene Gruppen hitzig diskutierender Studenten.

Er hört ein wenig zu: „Wissen Sie, was der Gründer der Kampfgruppe ist“, schreit einer erhitzt — und dann schlägt er mit dem Kopf bezeugend nach vorn und brüllt, „ein Mörder“! Der Angegriffene schlägt auch mit dem Kopf nach vorn und überschreit den andern: „Und wißt ihr, was ihr seid, Bombenattentäter, jawohl!“ Jetzt sind sie so weit, daß sie sich in die Haare geraten möchten. Aber da hat einer unter dem neugierigen Zuschauerkreis gelacht; und zwar so ganz laut und herzlich, daß ihn die beiden Streitenden erstaunt und schon ein wenig ernüchtert angeglotzt haben. Wer lacht in dieser ersten Situation? — scheinen sie zu fragen. Aber der Schuldige sagt nur ganz ruhig: „Studiert ihr an der Hochschule?“ — Da haben sich beide ein wenig geschüttelt, als ob sie frören und sind voneinander weggelaufen. — Nachher geht die Diskussion in Zweiergruppen weiter: „Schauen Sie, ich will Ihnen nur sagen, ich hatte X. einmal als Zugführer in der Pfadi, — und da hat er...“, als wäre diese kleine Episode ausschlaggebend für die ganze Bewegung der Fronten.

„Und wissen Sie, wer bei der Gründung der K.g.g.T. dabei war? — derselbe, der jetzt...“ als ob die ganze K.g.g.T. —

Ach! Fredi Bünzli bekommt ein schweres Herz.

Nachdem ihm je ein Anhänger der beiden „kämpfenden“ Gruppen versichert hat, daß sie eben die körperlichen Kampfmittel vollständig verwerfen, hat er gedacht: Ihr lügt ja alle beide, und das ist verständlich. Und recht habt Ihr auch alle beide, und das ist gut. Praxis und Theorie.

Und das ist es eben! Das Rechte möchten doch beide, sonst würden sie sich nicht so ereifern.

Fredi Bünzli geht nun hinauf gegen das Poli. Auf dem Vor-

platz wirbeln die gelben und die roten Zettel friedlich durcheinander. Kleine Kantonsschüler mit der Mappe unter dem Arm heben einige auf; ein Mann kommt daher: Mit dem einen Arm hält er eine Kindswiege auf der Achsel fest, mit der rechten Hand streckt er sich das gelbe Flugblatt vor die Augen — so liest er im Gehen; der Verkehrspolizist vergißt ob eines solchen Zettels die Hand heraus zu halten; aber das Drolligste geschieht an der obern Poliecke: Hier steht ein Mann vor dem Brunnen, streckt den Schirm ins Wasser und faltet sorgfältig mit der Spitze ein im Wasser schwimmendes rotes Papier auseinander; so liest er es, über den Brunnenrand gebeugt, während die Schirmspitze das farbige Blatt bändigt.

An diesem köstlichen Bild vorbei geht Fredi gegen das Studentenheim. Auch hier wirbeln die beiden Farben lustig durcheinander auf der Straße; und es sieht wirklich aus wie Feuer.

Ja — denkt er —, ich habe in der Sekundarschule die Feuer auch immer mit dem roten und dem gelben Farbstift gemalt. Aber es brauchte beide dazu; man mußte sie gut vermischen.

Man sollte diese Zettel auch noch mehr zusammentun, diese roten und diese gelben; dann sollte man einen frischen wilden Wind hineinblasen — und es würde ein richtiges, großes Feuer entstehen.

Und das wollen wir doch alle, das Feuer, das reinigende!

Ein gemeinsames Feuer mit schlagenden Flammen gegen alles Unschöne und Unlautere. Wir würden keine Feuerwehr holen, denn das Feuer wäre gut; das Feuer ist nötig, das wissen wir alle.

Die roten und gelben Zungen züngelten in einer gemeinsamen Glut, nach einem Ziele heiß und ungebärdig — wir würden ausbrennen, schwelen und verkohlen! Und nichts bliebe mehr, als das Starke, Wahre und wirklich Gute. Die Menschheit kann nicht auf die Dauer reine Lauterkeit sein, nein, gewiß nicht; aber sie kann sich wieder einmal darauf besinnen, darauf zugehen, und vielleicht gelingt ihr wieder einmal ein Augenblick, in dem sie es ist, in dem sie es kann, und in dem sie sich selber als höchstes Ziel sieht. Er denkt sich das aus,

der Fredi, während die roten und die gelben Zettel um seine Füße wirbeln, — und wird wieder fast so ruhig wie vorher. Ja, er ist sogar wieder ein wenig glücklich, wie er ins Studentenheim eintritt. Er möchte die beiden Gruppen anfeuern, noch mehr zu kämpfen, als bisher; aber eben: Kämpfen, groß und ehrlich, nicht streiten, klein und häßlich. Das gute Holz zusammen tun und Feuer werden, mächtiges Flammenfeuer. Feuer werden!

Dann setzt er sich an den Tisch und ißt die „Tagesplatte“.

Ernst Kappeler.

WER IST GEBILDET?

Bildung ist selbständig verarbeiteter Besitz von Wissenschaft. Wissenschaft hat Johannes Rehmke in seinem Werke „Philosophie als Grundwissenschaft“ als „das Unternehmen menschlichen Bewußtseins, Gegebenes fraglos klar zu haben,“ definiert.

Was heißt, sich Klarheit verschaffen über ein Gegebenes? Es ist das Bestreben des menschlichen Geistes, sich seiner bewußten oder auch unbewußten Unlustgefühle gegenüber einem Gegebenen zu befreien. Das Mittel zur Förderung dieses Vorganges ist die Fähigkeit des Menschen, seine Instinkte, denn als solche können die Unlustgefühle betrachtet werden, durch Verstandestätigkeit ihres unbewußten, eben des „instinktiven“ Charakters zu entkleiden, so daß sie aufhören, Instinkte zu sein, und restlose Klarheit über ihre Beschaffenheit herrscht.

Von dem Bedürfnis aber zur restlosen Klarheit bis zur wirklichen Erringung derselben ist ein sehr weiter Weg, der gewöhnlich gar nicht, oder nur etappenweise erreicht wird.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!“

Doch wie der Mensch nicht aufhört, zu fragen, warum eine Sache sich so und nicht anders verhält, ebenso wenig beginnt das Bedürfnis nach Klarheit über ein Gegebenes in ihm zu erlöschen. Dieses Bedürfnis nach Klarheit wird von Kräften genährt, die sich aus dem Charakter jedes einzelnen Menschen ergeben. Drei Standpunkte heben sich demnach hervor:

Der Nützlichkeitsstandpunkt, der wissenschaftliche und der ästhetische.

Der Nützlichkeitsstandpunkt entspringt dem Bestreben des Bildungserwerbes zu rein materiellen Zwecken. Die Bildung wird ohne starken innern Anteil zum Gegebenen erworben. Das Wissen ist folglich ein oberflächliches und nicht durch Liebe zum Gegebenen vertieft. Die Bildung ist nur Mittel zum Zweck. Zweck ist die Erreichung eines materiellen Vorteiles oder die Befriedigung des Selbstgefühls. Durch diesen Standpunkt wird die Bildung ihrer Würde beraubt und in die Gosse des geistigen Pöbels hinuntergezogen. In ähnlichem Sinne äußert sich auch Leonardo da Vinci: „Wenn die Wissenschaft einmal siegt und der Pöbel ihr Heiligtum betritt, wird er sie durch seine Anerkennung nicht ebenso besudeln, wie er die Kirche besudelt hat? Und wird das Wissen der Menge weniger gemein sein, als ihr Glaube?“

Sämtliche Wissenschaften greifen ineinander. So sind die Entdeckungen der Astronomie auch von Bedeutung für die Chemie und die Physik. Ebenso greifen die Naturwissenschaften in das Räderwerk der Technik ein. Daher ist es für den Wissenschaftler vonnöten, daß er sich nicht nur im Gehege seines Fachwissens auskenne, sondern auch imstande sei, in großen Zügen den Standpunkt der benachbarten Wissenschaften zu übersehen. Dadurch tauchen ihm oft Zusammenhänge blitzartig auf, die sich ohne dieses allgemeine Wissen nicht gezeigt hätten.

Es liegt im Wesen des seelisch und geistig hochstehenden Menschen, sich von der langen Kleinheit des Lebens zu befreien, durch die Erwerbung von Bildung sich jenen Weitblick zu verschaffen, ohne den der Mensch zugrunde ginge. Jeder Mensch fühlt sich mehr oder weniger im Mittelpunkt der Welt und strebt aus diesem Grunde danach, diese Welt zu erfassen, zu begreifen in ihrer Einheit, um seiner Person den seiner Achtung vor sich selbst gebührenden Wert zu verleihen. Formung der Persönlichkeit, einer Persönlichkeit, die „senkrecht ist an Leib und Seele“, ist das vornehmste Ziel der Bildung, und jener Mensch ist gebildet, der dies im weitestgehenden Maße erreicht hat. Bei der Betrachtung der Geschichte der

Bildung fällt sofort die Zunahme der Zahl derjenigen auf, die an der Bildung mit teil haben, aber auch mit der Zunahme dieser Zahl zugleich die Abnahme der Qualität der Träger der Bildung (Qualität hinsichtlich der geistigen und seelischen Kapazität). Diese Verschiebung des Niveaus der Bildungsträger hat ihre Ursache im Zerfall des Rittertums, im gleichzeitigen Aufstieg des Bürgertums, in der Erfindung der Buchdruckerkunst, in der Renaissance und vor allem in der Reformation, die tief in die Massen griff, und weiter nicht weniger in der Aufklärung und besonders in der Demokratisierung und Sozialisierung der neusten Zeit.

Es ist wie Nietzsche sagt im „Also sprach Zarathustra“, im Kapitel „vom Lesen und Schreiben“: „Einst war der Geist Gott, dann wurde er zum Menschen, und jetzt wird er gar noch Pöbel.“

Das, was heute unter dem Namen Bildung sich ausschreit, stimmt nicht mehr überein mit unserer Definition der Bildung und dient somit nicht mehr dem eigentlichen Zwecke der Bildung: der Formung der Persönlichkeit. Was heute Bildung sich nennt, das ist ein Jahrmarkt von zusammenhanglosem, innerlich unverarbeitetem Wissen, ein buntes Durcheinander, und ich halte es mit Nietzsche: „Lieber nichts wissen, als vieles halb wissen, lieber ein Narr sein auf eigene Faust, als ein Weiser nach fremdem Gutdünken.“

Otto Balczer, med.

DIE GEISTIGKEIT DER GEISTIGEN ELITE.

Guter Dinge kam ich ins Studentenheim. Worüber mochte ich wohl gerade nachgedacht haben? — Ich weiß es nicht mehr. Aber worüber ich unmittelbar nachher nachgedacht habe, das weiß ich noch sehr gut, und da es Gedanken waren, die vielleicht einige meiner Kommilitonen interessieren könnten, möchte ich so unbescheiden sein, eine ganz kurze Betrachtung darüber hier wiederzugeben. — Also ich kam ins Café des Studentenheimes. Es fiel mir gleich auf, daß das Bild etwas ungewöhnlich war. Denn ein außerordentlich großer Teil der Anwesenden gruppierte sich im Kreise um den Radioapparat; man

erwartete offenbar etwas Außergewöhnliches. Vorläufig war nur das Basler Pausenzeichen zu hören. Ich freute mich, daß ich gerade hinzugekommen war und dies Schöne und Erhebende auch mit anhören durfte, das nun, der Zahl der Wartenden nach zu schließen, gleich beginnen mußte. Ich naiver Mensch erwartete nämlich ein schönes Konzert. Die Zeit war allerdings etwas ungewohnt; es war am späten Nachmittag. Das Pausenzeichen verstummte, und es begann — eine Sportreportage.

Wenn jeweils abends Werke wie Beethovens Sinfonien, Johann Sebastian Bachs Cembalokonzerte, wenn die herrlichsten Kunstwerke der Musik durch das Radio übermittelt werden, dann hören nur ganz wenige zu. Manchmal ist es nur der eine, der den Apparat bedient. Die andern, was machen die, während Schuberts unvollendete Sinfonie in ihrer vollendeten Schönheit erklingt? — Sie machen einen Radau, der die herrliche Musik übertönt und verschlingt. Sie lesen auch etwa die Zeitung. Sie jassen! — Begreiflich, womit wollte man sich auch in einer so uninteressanten Welt, wo alle Probleme gelöst sind, wo alles ergründet ist, wo es nichts mehr Schönes gibt, dessen man nicht schon längst überdrüssig geworden wäre, womit wollte man in dieser langweiligen Welt sich anders Kurzweil verschaffen als durch Jassen? —

Höchstens eines gibt es, das über alles interessant ist, das seinen Zauber und seine Problematik nie verliert: der Sport. — Einige rohe Proleten jagen über das Feld dahin und schießen wie Halbwahnsinnige einen ledernen Ball kreuz und quer über den Platz. Ist das nicht erhebend?! — Welche Gedankenschärfe, welche geniale Schöpferkraft, welche seelische Tiefe und Größe tut sich hier kund! — So oder ähnlich mußten doch eure Gedanken gewesen sein, ihr Akademiker, die ihr in so großer Anzahl, mit so lebendigem Interesse jene Sportreportage verfolgt habt. Dies ungeistige, rohe Treiben sagt euch also mehr als die herrlichsten Schöpfungen und Erkenntnisse der menschlichen Seele? —

Ist dies die Jugend, auf die die Welt wartet, die alles erneuern und die kranke Menschheit gesund machen will? Wird diese Jugend, die schon jetzt versagt, wie solche an sich belanglose Vorkommnisse zeigen, einst, wenn sie die Herrschaft in

ihren Händen haben wird, nicht versagen? — Wir sind Akademiker. Wir sollten die geistige Elite sein, die fähig ist, neue Ideen unter die Menschen zu tragen, der Menschheit neue Wege zu weisen. Werden wir das können? — Ich, für meinen Teil, habe schwere Bedenken. Ich bin stud. ing. und ich widme mich mit großer Begeisterung und Freude dem technischen Schaffen. Wenn ein Ingenieur den Glauben an die Menschen verliert, muß er, wenn er ein Verantwortungsbewußtsein hat, seinem Schöpfungsdrang entsagen; er muß aufhören, Ingenieur zu sein, denn alles, was sein Geist schafft, muß der Menschheit zum Fluch werden. Besinnt euch, meine Kommilitonen, die ihr wie ich, den Ingenieurberuf erkoren habt! Besinnt euch Akademiker; wenn ihr versagt, müssen wir Ingenieure geistigen Selbstmord verüben!

Reden wir nicht so viel von der geistigen Erneuerung, von neuen Ideen. Denn wer von uns ist überhaupt fähig, Ideen zu haben? Wird nicht gerade von den Vertretern der sogenannten neuen Ideen geradezu die Geistlosigkeit proklamiert? Wissenschaft um ihrer selbst willen soll nicht mehr existieren. Man will zum „Urwüchsigen“ zurückgehen. Zurückgehen ist das richtige Wort, denn es handelt sich hierbei in der Tat um eine Rückwärtsbewegung. Höchste Geistigkeit und Urwüchsigkeit schließen sich meinem Empfinden nach gegenseitig aus. Es ist verständlich, daß solche „Ideen“ heute auch bei den Akademikern Eingang finden können, denn es entspricht dies dem primitiven Geistesleben, das auch hier so außerordentlich oft anzutreffen ist. — Hören wir also ein wenig auf mit dem Geschwätz und dem sinnlosen Aktivismus. Suchen wir zuerst einmal, uns eine wirklich geistige und vor allem seelische Bildung anzueignen. Dies tut uns allen not. Sonst wehe denen, die auf uns hoffen!

W. Traupel.

SONAFE-FAHRT.

Stolz fährt das Schiff hinaus in weitgespannte Fläche;
die Räderschaukeln rauschen durch die Sonne,
daß sie zerspringt; in tausend weiße Stücke
versprüht, gleißt sie aus silbern aufgepflügtem Wasser.

Viel Volk auf Deck, befreit von Alltagsketten,
ein hoher Stock voll honigtrunkner Bienen;
die Sonne sinkt und schneidet aus Kaminen
und hohen Häusern schwarze Silhouetten.

Schon blaßt das Licht; aus Wellenschatten wuchern
die dunklen Flecken wie mit Fingern vor
und weiten aus und steigen grau empor,
wie Schalen, aufgereiht von dunkelhändigen Versuchern.

Aus fahlem Wasser strömt Geruch von Moor,
wir fühlen ihn im Wind auf den Gesichtern
und spüren schon den Stich von Uferlichtern,
und Töne dringen fern an unser Ohr.

Die Insel naht, das Schiff schleift ohne Kraft
im Gleiten leise an die Uferbrücke;
die Schaufeln stemmen — enger wird die Lücke,
Schlingseile fliegen — nun ist es geschafft.

Die Sonate steigt weiß aus schwarzen Flüssen;
wo stille Wasser über Steine spülen,
steht sie am Ufer bis die morgenkühlen
taufrischen Winde ihre Haare küssen.

Ernst Kappeler.

DAS FRAGEZEICHEN IM KIRSCHBAUM.

Plumbs — und der Herr setzt sich, mitten ins grüne Gras
unter den Kirschbaum, und der „Herr“ bin ich. Angenehme
Sache so am heißen Tag sich daher zu verkriechen, ohne daß
man sich über irgend ein Problem den Kopf zerbrechen muß.
Philosophieren wird ja auf Zürichdeutsch doch mit „Spinnen“
übersetzt — aber sei dem wie ihm wolle, dies Spinnen liegt
heute irgendwie in der Luft. Es scheint mir, als bildeten die
vielen Kirschen am Baum irgendwie ein Fragezeichen — oder
kommt das nur vom lieblichen Duft des Kunstdüngers? Irgend
eine Frage hängt einfach in diesem Baum.

Apropos — Kunstdünger — den beurteilt man doch auch
nach seiner Wirkung, so doch auch jeden Übelstand. Das heißt,

gedeiht etwas gut, so forscht man nach den Ursachen, geht etwas schlecht, sucht man auch hiefür Gründe. Daß aber ausgerechnet gutes Gedeihen die Hauptschuld am heutigen Wirtschaftsübel trage, in dieser Zeit, wo viele hungern — modern sind wir ja.

Wie schreien alle Zeitungen? „Ankurbeln?“ Wenn nur die Schraube nicht schon überdreht wäre. Ein Jammer, wie gut und reichlich die Kirschen heuer wieder hangen! Wie in den bösen Zeiten vor dem Kriege hätte man sie für wenige Batzen das Pfund verkaufen können. Es ist unverzeihlich von der Natur, daß sie uns die Früchte in den Mund wachsen läßt, ohne sich um die gesetzlichen Vorschriften unserer vorbildlichen Sozialversicherungen zu kümmern. Anno Tubak — ja, da mochte es noch vorkommen, daß man einem fechtenden Walzbruder sagte, Geld könne man ihm zwar keines geben, aber Arbeit, die könne er haben. Er solle da einmal auf den Baum hinaufsteigen und die schönen Herzkirschen brechen. Nun, der Mann stieg tatsächlich hinauf, durfte sich den Bauch vollschlagen und bekam noch ein paar Batzen mit auf den Weg, so daß er sich seelenvergnügt ein Lied pfeifen konnte.

Gott sei Dank — so was gibt es denn heute doch nicht mehr. Dem Kerl würde die Polizei schön heimleuchten, — diesem gewissenlosen Kirschbaumbesitzer! Er hätte den Handwerksburschen zuerst als Gelegenheitsarbeiter anmelden, versichern und dafür diese und jene Marken kleben müssen, und dies nicht bloß in sozialem und staatlichem Interesse, sondern ebenso sehr auch in seinem eigenen. Denn der hergelaufene Pflücker könnte sich zum Beispiel wehtun oder von anderen verprügelt werden, weil er nicht organisiert ist, und dann müßte der Arbeitgeber Krankengeld und vielleicht eine lebenslängliche Rente zahlen, außer den sonst noch fälligen Strafen und Gebühren. Das können viele Bauern nicht leiden. Sie suchen daher die Frucht am Baum zu verkaufen wie das Korn auf dem Halm, und findet sich kein Käufer — nun, dann freuen sich eben die Spatzen und die Händler, denn die Preise ziehen — es lebe das „freie Spiel der Kräfte“ — „mangels Angebotes“ an. Hiemit wird der Volkswirtschaft gedient.

Man stelle sich doch das vor. Die Menschen verzweifeln,

weil der Boden zuviel trägt, und andere haben nichts zu essen. Wenn in so eine Welt kein Blitz fährt, dann können sich die historischen Witterungsverhältnisse begraben lassen. Alles, was gigantische Formen annimmt, kann imponieren, selbst die Dummheit!

Ja, die Volkswirtschaft! Das ist überhaupt eine herrliche Einrichtung! Man glaubt gar nicht, wie interessant sie sein kann, wenn man sie auf den akademischen Lehrstühlen vorgetragen erhält. Immer mehr Kommilitonen befließen sich der mit Recht in Mode gekommenen Wissenschaft, ein Heer von Beamten übt sie aus, und es ergibt sich, daß sich die Arbeitslosen keine Kirschen kaufen können. Offenbar weist die Rechnung eine kleine Lücke auf, ist das System nicht ganz richtig. Allerdings sind ja im Rahmen des falschen Systems die falschen Maßnahmen naturgemäß richtig. Wahrscheinlich fehlt es an Lehrstühlen! Übrigens wäre es verfehlt, von einem Problem zu sprechen. Es ist doch alles sonnenklar. Wir haben, um die Ernten zu verbessern, unser möglichstes getan. Um die Menschenarbeit zu ersetzen, haben wir die geistreichsten Maschinen erfunden.

Jetzt werden wir — alles dreht sich — zur Abwechslung von den Maschinen und Ernten gefressen.

Anscheinend liegt es an der unrichtigen Verteilung — das hat man nun mit viel Weisheit herausgefunden. Allerdings scheint der arme Lazarus davon auch schon eine Ahnung gehabt zu haben. Dafür streben wir über die Stratosphäre hinaus nach neuen Welten, um von dort womöglich zu holen, was wir hier schon nicht mehr an den Mann bringen können. Wir sind ja so gescheit!

So witzig ungefähr, wie jene zwei Bauern, die selbender übers Feld schlenderten. Da sagt der eine, er würde dem andern einen Taler geben, wenn er die Kröte da fresse. Der tut's, aber wie er sie zur Hälfte heruntergewürgt hat, freut's ihn nicht mehr, und er sagt: Wenn du die andere Hälfte frißt', kriegst du deinen Taler wieder. Den hat die Sache auch schon gereut, und er würgt die andere Hälfte hinunter. — Schweigen. — Schließlich schauen sie sich an: Ja, warum haben wir jetzt eigentlich die Kröte gefressen?!

Ja — warum haben wir eigentlich geschuftet? Um ein Erntedankfest feiern zu können und dann die natürliche Weltordnung umzustößen? Warum? Weiß ich das?

Ich gehe meines Weges. Das Fragezeichen bleibt groß zurück. Man hätte Säulenheiliger werden sollen oder Untersuchungsgefangener oder sonst ein Mensch mit viel Zeit!

Mark Hauser, iur.

ABENTEUER MIT EINEM REISPUDDING.

Ich will nichts gegen unser Studentenheim sagen. Es herrscht dort eine gewisse Gepflegtheit, für die schon die weißen Papierservietten ein Symbol sind. Aber wenn man nicht gerade Bekannte antrifft, fühlt man sich hier viel verlässener als in den volkstümlichen „Alkoholfreien“. Die einfachen Gäste dort reden auch einen Unbekannten ohne Umstände an und gestatten einem interessante Einblicke in ihr Leben und Denken. Aber wann hätte mir ein Student anvertraut, daß er gern Kartoffelsalat mit viel Zwiebeln esse? Hätte mich je einer um meinen gesunden Appetit beneidet, wie jenes alte Mütterchen hinter seinem Kamillentee? Oder hätte mir einer einen Reispudding — — — doch diese Geschichte will der Reihe nach erzählt werden.

Ich saß in einem bekannten „Alkoholfreien“ und verzehrte das ebenso bekannte Mittagessen für sechzig Rappen. Das Lokal war noch fast leer. Nur am Nebentisch saß eine ältere Frau, die ich flüchtig als HausiererIn oder Zeitungsausträgerin einschätzte. Ich hatte soeben meinen Kompott ausgelöffelt, als aus ihrer Richtung ein diskretes: „Pst, Fräulein!“ ertönte. Ich begriff zuerst gar nicht, daß diese Anrede mir galt, und die Frau mußte sie wiederholen. Endlich wandte ich mich um. Da streckte sie mir mit einladender Gebärde ihren Dessert hin und fragte: „Mögen Sie dieses Reisköpfchen?“ Ich überlegte einen Augenblick, ob ich diese Freundlichkeit annehmen müsse, lehnte dann aber ab. Für die Frau war jedoch damit die Sache nicht erledigt. Sie bot mir den Teller nochmals an und fügte nun eine Erklärung hinzu: „Ich dachte nämlich, — weil Sie nur ein Essen für Sechzig nahmen und gestern auch schon, ich

habe Sie beobachtet. (Davon hatte ich natürlich nichts gemerkt.) Nun, weil es jetzt so viele Arbeitslose gibt — einmal traf ich im „Olivenbaum“ einen Herrn, der fast kein Geld mehr hatte. Ich schenkte ihm ein Stück Brot. Er war sehr froh darüber; denn er hatte schon lange nichts mehr gegessen. (Mir dämmerte, wofür die gute Seele mich gehalten hatte.) Der Herr war noch recht anständig gekleidet. (Eine zarte Andeutung dafür, daß auch ich nicht ganz zerlumpt aussehe.) Aber eben, bei diesen Arbeitslosen kann man nie wissen!“ Ich mußte nun doch die Frau über meine gesicherte Lage aufklären. Sie erwiderte sichtlich enttäuscht: „Nun, dann seien Sie dankbar, nicht alle haben es so gut!“ Zuerst war mir dieses Erlebnis sehr peinlich. Ich schämte mich, einerseits, weil ich den Eindruck der Dürftigkeit erweckt hatte, andererseits, weil ich die romantischen Vorstellungen der guten Frau zerstören mußte. Aber nun lebt die kleine Geschichte als Zeugnis für menschliche Hilfsbereitschaft und als leise Mahnung zur Zufriedenheit in meinem Gedächtnis fort. **María Leisi.**

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

VERBAND DER STUDIERENDEN AN DER E.T.H.

BETRIFFT „ZÜRCHER STUDENT“.

Um den Versand des „Zürcher Student“ im nächsten Semester reibungslos durchzuführen, ist für den kommenden Herbst versuchsweise folgende Regelung getroffen worden: Jeder Studierende hat bei Abgabe seiner Adresse auf der Kanzlei des Rektorates einen zusätzlichen Zettel zu Handen des „Zürcher Student“-Verlags auszufüllen (Name, Adresse, Abteilung, Kurs angeben!). Die Zettel liegen auf der Rektoratskanzlei auf und sind daselbst an der hierfür bezeichneten Stelle abzulegen. Wir bitten alle Kommilitonen, schon jetzt von dieser Neuerung Notiz zu nehmen. Die Ausfüllung eines solchen Zettels vonseiten des Studierenden ist Bedingung für die Zustellung des „Zürcher Student“.

VERBAND DER SCHWEIZ. STUDENTENSCHAFTEN.

FÜR IHRE SOMMERFERIEN.

Der Rhein und das Ruhrgebiet mit seinen Industrien.

11 Tage, vom 25. Juli bis zum 4. August 1934.

Program m :

Die Hin- und Rückreise versteht sich mit Mahlzeit im Speisewagen.

- Frankfurt a. M.: Besichtigung dieser Stadt mit seiner Altstadt, und der I. G. Farbenindustrie.
- Mainz: Von dort aus Rheinfahrt auf dem Dampfer bis Koblenz.
- Koblenz: Moselwanderung.
- Köln: Besichtigung der Altstadt, Motorenfabrik Deutz und eines Braunkohlenbergwerkes.
- Duisburg: Besuch der Vereinigten Stahlwerke.
- Essen: Kruppwerke, die Arbeitersiedlung und sozialen Einrichtungen.
- Gelsenkirchen: Eisenbergwerk.

Preis: Fr. 145.—, alles inbegriffen. Fr. 155.— für Altakademiker und Gäste.

Programme, Auskünfte und Einschreibungen: Bureau des V.S.S., E.T.H., Zürich, Zimmer 44a, Telephon 43.421.

Letzter Anmeldetermin: 7. Juli 1934.

Ein Monat in den baltischen Staaten.

26 Tage, vom 10. August bis 4. September 1934.

- Berlin: Zwei Tage.
- Lettland: Riga, Rigaer Strand, Kemeru, Majori, Bootfahrt auf dem Flusse Davigava. Exkursion in die Dolomiten von Lettland.
- Estland: Tartu. Bootfahrt auf dem Flusse Emajogi. Narva (historische Stadt), Russische Grenze. Tallin (Reval).
- Finnland: Helsinki, Exkursion in das Land der 60 000 Seen, Viipuri, Imatra, Savonlinna, Punkalarju, Lahti.
- Rußland: Leningrad und seine Vorstädte.

Preis: Fr. 395.—, alles inbegriffen. Fr. 420.— für Gäste.

Programme, Auskünfte und Einschreibungen im Bureau des V.S.S., E.T.H. Zürich, Zimmer 44a, Telephon 43.421.

Letzter Anmeldetermin: 20. Juli 1934.

Zuschriften sind an die Redaktion des Zürcher Student:
Max Eisenring, Scheuchzerstraße 65, Zürich 6, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT.

Universität, Zimmer 2.

Kommilitonen!

Die Zentralstelle ist die Selbsthilfeorganisation der Studentenschaft. Sie vermittelt, was der Student zum Studium benötigt, zu günstigen Preisen.

Bücher, neu und antiquarisch. Papeteriewaren, Bestecke, Labor- und Klinikermäntel, fertig und nach Maß, Schreibmaterialien. Schreibmaschinen und Mikroskope, kauf- und leihweise.

Öffnungszeiten: Täglich 9—13 Uhr, Dienstag und Donnerstag auch 14—17 Uhr.

Sämtliche im „Zürcher Student“ besprochenen Bücher und Zeitschriften können auch durch die Zentralstelle der Studentenschaft, Zimmer 2 der Universität, bezogen werden.

PHOTO

Wilhelm Meyer

ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Spezialität:

Das Feinste
in Photos
auf Postkarten



Hotel
Waldhaus Dolder
Zürich

Die prächtigen Restaurations-Terrassen!

Bergseile

Preise und Muster gratis

seit Jahren das Vertrauens-
Erzeugnis der Seilerei Denzler

Torgasse 4

Tel. 23.828

Löwenplatz 43

**Chemisch
reinigen** *im*
ADRIC *Bad*



TERLINDEN

**FÄRBEREI
UND CHEM.
REINIGUNG**



Ferien in den Bergen!

Wandern durch würzig duftende Wälder — rassige Klettereien und Firntouren — dann wieder baden im idyllischen Bergsee. Herrliche Ferien! Die Ausrüstung dazu vom guten Spezialgeschäft

Studierende
5% Rabatt



SPORHTHAUS FRITSCH & CO
ZÜRICH BAHNHOFSTR. 63

Dampfschiffahrt auf dem Zürichsee

Lebhafter Dampferverkehr - Stündlich Rundfahrten
Für Vereine, Gesellschaften und Schulen Extra-
schiffe nach besonderer Vereinbarung •

Direktion der Zürcher-Dampfboot-Gesellschaft in Wollishofen

Tel. 54.033

HOTEL WILDENMANN, MÄNNEDORF

erlaubt sich, seine vorzügliche Küche und prima Keller, sowie seine ausgedehnten Räumlichkeiten, Terrasse und Garten in empfehlende Erinnerung zu bringen.

R. HAUSAMMANN, Besitzer.

AXELRODS YOGHURT

das seit über 28 Jahren bewährte, hervorragende

Nahrungs- und Genußmittel

Unübertroffen in Geschmack und Wirkung

Preis 30 Cts. pro Glas franko Haus

VEREINIGTE ZÜRCHER MOLKEREIEN

FELDSTR. 42

TEL. 31.710

ZÜRICH 4

HOTEL WEINGARTEN + HORGEN

TERRASSE · GARAGE

Vorzügliches aus Küche und Keller
Tel. 924.736 O. Bochsler, Küchenchef

Studenten reiten nur mit der

A. R. S.

akademischen Reit-Sektion in
der Reitanstalt Seefeld.

Leitung:

Kav.-Hauptm. R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12

Elektrische Unternehmungen

B. Mantel & Co. Zürich 6

Licht-
Kraft-
Telephon-
Sonnerie-Anlagen

Universitätstraße 19
Telephon 29.573

Fachmännliche
Beratung

Wir besorgen Ihnen rasch und
gut alle

Dissertations-Arbeiten

Studenten 20%
Ermäßigung auf uns.
gewöhnl. Preise

Ueber-
setzungen

DACTYL-
Benedict

Bahnhofstraße 74/

OFFICE
School

Uraniastr. 4 Tel. 59.127

DISSER- TATIONEN

druckt raschestens u.
zu mässigen Preisen

Buchdruckerei
Müller, Werder & Co., Zürich

Restaurant Schützenhaus Albisgütli

Gut und preiswert

10% bei Blumen-Schärer

Fleurop Mitglied, Universitätstraße 25 - Telephon 26.528

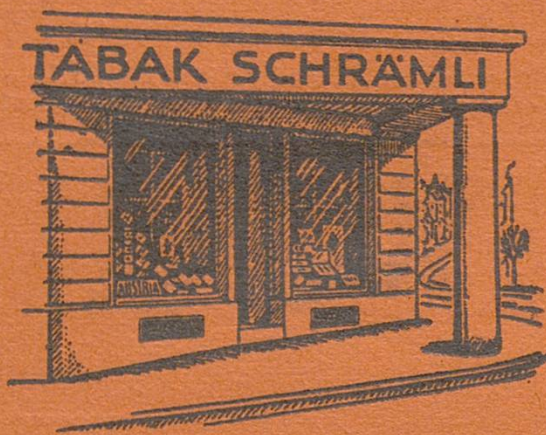


Vermietet auch

Wagen an Selbstfahrer

Neueste

Mercedes und Chrysler
Cabriolets und Limousinen



Alles für den
Raucher!

bei der E. T. H.

Vertrauenshaus der
Zürcher Studenten

Hotel Du Lac, Wädenswil

am Bahnhof

Tel. 126

Bestbekanntes Haus, moderne und schöne
Gesellschaftssäle, prächtiger großer Garten.
Vorzügliche Verpflegung J. Hoffmann

Instrumentarien und Materialien für Studierende der Zahnheilkunde

Instrumentenkasten Modell Prof. Dr. M. Spreng
für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin.
Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztli-
chen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und
Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie.

A. KOELLIKER & Co. A. G. ZÜRICH.

BASEL

BERN

LAUSANNE

ST. GALLEN